

WIDERSPRUCH

In: Widerspruch Nr. 34 Geschlechter-Differenz (1999), S. 74-79
Autor: *Ralf-Peter Mahler*
Rezension

Silvia Stoller, Helmuth Vetter

Phänomenologie und Geschlechterdifferenz, Wien 1997 (WUV-Universitätsverlag), br., 326 S., 27.- DM.

In der von Husserl initiierten Phänomenologie war das Thema der Geschlechterdifferenz zunächst alles andere als selbstverständlich. Man ging von einem geschlechtsneutral gehaltenen Bewußtsein mit seinen universal gültigen Strukturen aus, und auch die erarbeiteten Wesenserkenntnisse sollten für jedes Subjekt ihre Gültigkeit besitzen können. Doch schon bei Husserl erwiesen sich thematische Bereiche wie Geschichte, Lebenswelt und Leiblichkeit als nicht vollständig konstituierbar für ein solches, von allen vorprädikativen Erfahrungskontexten gereinigtes Bewußtsein. Wenn nun hinter dem Entwurf einer für alle Menschen gleichermaßen gültigen Subjektivität eine spezifisch männliche Spielart des Philosophierens sich verbergen würde? *Silvia Stoller* und *Helmuth Vetter* stellen dem von ihnen herausgegebenen Sammelband zum Thema Phänomenologie und Geschlechterdifferenz die „Arbeitshypothese“ (8) voran, daß die traditionelle Philosophie „vom Vorgriff auf Identität“ und „von der These einer einheitlichen und neutralen Vernunft“ geprägt sei, und daß eine solche Prämisse „in den letzten Jahrzehnten fragwürdig geworden“ sei.

Hans R. Sepp macht schon bei Husserl rare Stellen ausfindig, an denen von Geschlechtlichkeit die Rede ist. Wenn Husserl aber 1933 von „universaler Triebintentionalität“ schreibt, die der Phänomenologe „nur als geschlechtlicher Mensch und damit von Mensch zu Menschen in aktueller Einfühlung, von Mann zu Weib“ auslegen könne, und er dies in Zusammenhang stellt mit der „Intentionalität der Kopulation“ und der „Physiologie der Schwangerschaft“ (49 f.), so kann dies – besonders auf dem Hintergrund der feministischen Kritik der letzten Jahrzehnte – kaum zu der Beruhigung führen, Husserl hätte ein Bewußtsein der Geschlechterdifferenz gehabt, das heuti-

gen Standards gerecht würde. ‚Männliches‘ und ‚Weibliches‘ mit je eigener Teleologie in einem teleologischen Universum zu verstehen, dürfte angesichts der Diskussionen über sex und gender eher einer vorfeministischen Zeit der Geschlechtsontologie angehören.

Ein Gegenstück zum essentialistischen Denken bietet *Judith Butlers* bereits 1981 verfaßter Beitrag, in dem sie das von Merleau-Ponty 1945 in der ‚Phänomenologie der Wahrnehmung‘ praktizierte Geschlechterdenken einer, wenn auch sehr selektiv zugespitzten, Kritik unterzieht. In Merleau-Pontys Analysen eines aufgrund einer Hirnverletzung in mehrfacher Hinsicht Beeinträchtigten zeigen sich, so Butler, bei ihm – entgegen dessen theoretischen Intentionen – implizite normative Annahmen von maskuliner Sexualität. Sie kritisiert den abstrakten und anonymen Stellenwert seiner Subjekt-konzeption, die mit einer expliziten Umgehung des sozialen Geschlechts und einer impliziten Verallgemeinerung des männlichen Subjekts einhergeht. Butlers Aufsatz wird durch eine speziell für diesen Band verfaßte Nachschrift ergänzt, in der sie die Bedeutung des Werkes Merleau-Pontys für ihr Denken und eine Umorientierung ihrer Arbeit vom ‚Leib als Situation‘ hin zum ‚Leib als Chiasmus‘ hervorhebt.

Die Frage nach einer Überwindung des Primats des Visuellen thematisiert auch *Regula Giuliani* in ihrem Beitrag über die Kritik Barbara Dudens an den ‚Körpergeschichten‘ Thomas Laqueurs. Giuliani betont hierbei jedoch, daß sich aufgrund des anfänglich synästhetischen Charakters jeder Wahrnehmung nicht – wie Duden dies intendiert – die kinästhetische-taktile in Gegensatz zur optisch vermittelten Wahrnehmung stellen lasse. Auch könne die ‚haptische Hexis‘ nur durch ihre „Über-setzung“ in Bilder zur Sprache kommen (vgl. 158). Diese Bemerkung Giulianis steht in spannungsreicher Beziehung zu *Elisabeth Lists* Versuch, Erkenntnisse der neueren Kognitionswissenschaft in eine Theorie des leibgebundenen Selbst zu integrieren. List geht es dabei um „Muster der Selbstbewegung, auf denen die Artikulationen, Bilder und Metaphern gewissermaßen aufruhem.“ Solche sensomotorischen Vorstellungsschemata lieferten zugleich eine „sexuierte Matrix“, die schon auf der vordiskursiven Basis der Subjektwerdung die Kategorie der Differenz in sich trägt...“ (307). Hier stellt sich allerdings die Frage, ob es sich bei diesen Vorstellungsschemata nicht auch um eine Rückprojektion diskursiver Metaphorik in den Bereich des Leiblichen handeln könnte.

Das Phänomen des Leibes tritt auch bei *Hilge Landweers* Frage, ob denn Männer anders fühlen als Frauen, in den Vordergrund. Landweer weist auf die prinzipielle Unzugänglichkeit des Gefühls jedes Individuums aus der

Perspektive der anderen hin, zeigt aber am Phänomen der Scham, daß die Darstellungsformen von Gefühlen kulturell und geschlechtsspezifisch differieren. In diesen sozialen Ausdrucksformen sieht sie auch die Möglichkeit und Notwendigkeit von „Gegenhabitualisierungen“ (271) angelegt.

Bemerkenswerte Differenzen bei der Behauptung der eigenen Geschlechtsidentität zeigt *Gesa Lindemann* an den Erfahrungen von Transsexuellen auf. So sprechen ihre Ausführungen dafür, daß es Mann-zu-Frau-Transsexuellen entschieden schwerer falle, in der Partnerschaft in ihrer neuen Geschlechterrolle zu überzeugen, als Frau-zu-Mann-Transsexuellen. Auch im Falle des Zweifels anderer an der Authentizität des eigenen Geschlechts scheinen sich signifikante Unterschiede von ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Selbstbehauptungsstrategien zeigen zu lassen.

Bernhard Waldenfels macht in seiner Stellungnahme seitens einer Phänomenologie des Fremden auf die Gefahr aufmerksam, daß Philosophieren in der Differenz leicht zu Einseitigkeiten führen kann: „Feministische Philosophie‘ entgeht nur dann der Gefahr, sich zu einer neuen Weltanschauung oder zu einer Ideologie zu verfestigen, wenn sie sich als differentielle Philosophie begreift, also als Philosophie von Frauen, aus der Sicht von Frauen, die ihre eigenen ‚Idiome‘, eigene Institutionen und Traditionen ausbildet und eine eigene Politik verfolgt, ohne sich in einer Philosophie für Frauen abzukapseln. Eine differentielle Philosophie bezieht sich immer auch auf das, wovon sie differiert.“ (67) Die Geschichte der Frau lasse sich nicht als bloße Kehrseite einer Geschichte des Mannes begreifen. Vielmehr müßten Erfahrungen von Fremdheit und Andersheit in ein neues Licht gesetzt werden.

Veronica Vasterling konfrontiert Derridas früheres Theorem einer Unentscheidbarkeit der Geschlechterdifferenz mit seiner späteren Auffassung einer disseminalen Multiplizität. Mit Derrida verwirft sie die übliche Interpretation der Geschlechterdifferenz als Gegensatz oder Opposition, doch dem Anliegen Derridas, das Geschlecht vom ‚Terror der Zahl zwei‘ zu befreien, begegnet sie mit Zurückhaltung: „Wahrscheinlich wird die geschlechtliche Dualität sich nicht in sexuelle Multiplizität auflösen, aber es wäre durchaus möglich, daß sie ihr Gewicht als eine nahezu alle Lebensbereiche erfassende Kategorisierung verliert.“ (145)

Bei *Debra Bergoffen* und *Adriana Cavarero* wird eine Stimmlage des Philosophierens vernehmbar, die, ähnlich wie bei Luce Irigaray, auf eine Umwertung philosophischer Begrifflichkeit im Sinne eines neuen femininen Denkstils hindeutet. In Simone de Beauvoirs frühem Text *Pour une morale de*

l'ambiguïté fördert Bergoffen durch feinfühligke Analyse einen Intentionalitätsbegriff zutage, in dem sie Möglichkeiten einer feministischen Ethik angelegt sieht. Beauvoirs Ethik der Ambiguität verdanke sich einer komplexen Verarbeitung von phänomenologischen, dialektischen, marxistischen und existentialistischen Motiven, die zu einer Sichtweise führe, „welche die Ambiguität der menschlichen Lage betont, indem sie den absoluten Wert des einzelnen Individuums (des Ichs) und den unbedingten Wert des Bündnisses, des Wir, behauptet.“ (188) Im Zentrum von Beauvoirs veränderter Beschreibung von Intentionalität stehe die *ambiguïté* und nicht einseitig auflösbare Spannung zwischen dem Begehren nach einer Enthüllung des Seins und dem Begehren zu sein. Im erkenntnistheoretischen Begehren nach Enthüllung mache Beauvoir zugleich einen ethischen Willen zur Befreiung ausfindig, der eine Korrektur an Hegels Konzept der Anerkennung erlaube, das zu einer Vereinnahmung des Anderen in der Identität führe. Dem entgegen behauptete Beauvoir: „die Anerkennung des Anderen gehöre zum intentionalen Moment der Enthüllung und drücke dessen Freude aus.“ (195)

Cavareo nähert sich ‘Schauplätzen der Einzigartigkeit’ von der Einsicht her, daß die Philosophie von der metaphysischen Verherrlichung des Todes zu befreien und dieser ein Verständnis der Gebürtigkeit entgegenzusetzen sei. In existentialontologischer Begrifflichkeit entfaltet sie die Unqualifizierbarkeit von Individualität, die auf ein jeweiliges Erscheinen und Mit-Erscheinen von Einzigartigkeit angewiesen ist, und sie erprobt diese Sichtweise u.a. in den Erfahrungen der Liebe, der Freundschaft und des politischen Miteinander.

Der Aufsatz von *Sabine Gürtler* bietet einen sehr luziden Einblick in den Dialog von Luce Irigaray und Emanuel Lévinas über die Phänomenologie des Erotischen. Gürtler hebt die kontroversen Positionen beider gerade in bezug auf die Vereinbarkeit von Eros und Ethik hervor. Daß Irigaray im Gegensatz zu Lévinas an dieser Vereinbarkeit (zusammen mit der Notwendigkeit einer Veränderung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse und deren Gerechtigkeitsvorstellungen) festhält, veranlaßt Gürtler zur Frage, ob das Auseinandertreten von Ethik und Eros bei Lévinas nicht in einer patriarchalen ‚Geschlechtermoral‘ begründet sei.

Für eine Rückkehr zu phänomenologischen Denkmotiven im nordamerikanischen Feminismus stehen die Beiträge von *Linda Fisher* und *Martin Alcoff*. Fisher legt den Schwerpunkt auf eine Weiterentwicklung der Phänomenologie durch den Einbezug geschlechtsspezifischer Themen, während Alcoff

dem phänomenologischen Erfahrungsbegriff bei dezidiert feministischen Themen zur Geltung verhilft. Für Alcoff ist die Philosophie des (späten) 20. Jahrhunderts durch die Einsicht gekennzeichnet, „daß Begriffe wie Vernunft, Erkenntnis und sogar Wahrheit genauso wie die Begriffe Mensch, Geschichte und Macht Überlegungen geschlechtlich geprägter Praktiken sind, die als universale Begriffe gehandelt werden“ (228). Sie weist auf eine theoretische Verengung durch den feministischen Diskurs der 70er Jahre hin, der den Bereich der Erfahrung als ideologisch entstellt und im Zuge des Poststrukturalismus als einen Effekt von Diskursformationen betrachtete. In der Diskussion über Phänomene wie dem *date rape* (Vergewaltigung im Rahmen einer Verabredung) und der Vergewaltigung in einer (Ehe-) Beziehung jedoch zeige sich, daß diskursive Praktiken Erfahrungen nicht als Effekte produzieren, sondern sie erst sichtbar werden lassen. Hieran werde deutlich, daß eine zu starke Kontrastierung von Phänomenologie und Poststrukturalismus dem Projekt einer ‚Sichtbarmachung der Erfahrung‘ nicht gerecht werde. An einer Episode aus dem Jahr 1867, die Foucault im ersten Band seiner *Geschichte der Sexualität* schildert, nimmt Alcoff einen entscheidenden Perspektivenwechsel vor. Foucault schreibt von einem „Landarbeiter“, einem „etwas einfältigen Menschen“, der für ein paar Sous „von einem kleinen Mädchen ein paar Zärtlichkeiten ergattert“ und nach einer Anzeige für den Rest seines Lebens zum Gegenstand juristischer und medizinischer Interventionen wird. Er legt sein Augenmerk darauf, „daß dieses Alltagsergebnis in der dörflichen Sexualität, diese kleinen Lüste hinter den Büschen von einem bestimmten Augenblick an zum Gegenstand nicht bloß einer kollektiven Intoleranz, sondern einer juristischen Aktion, einer medizinischen Intervention, einer klinischen Prüfung und einer umfangreichen theoretischen Verarbeitung werden konnten.“ Martín Alcoff hingegen lenkt den Blick auf die Harmlosigkeit, mit der Foucault hier den Begriff der Lust gebraucht, und sie versucht anhand von gegenwärtigen Berichten weiblicher Erfahrung sexuellen Mißbrauchs im Gegenzuge die Erfahrung des „kleinen Mädchens“ zu rekonstruieren. Abgesehen davon, daß für die damalige Erfahrung dieses Mädchens im Jahre 1867 wohl nur die Archive Aussagen bereitstellen könnten, und daß durch den Hintergrund, den Alcoff in dieses Ereignis einflieht, die Darstellung Foucaults dubios erscheint, zeigt sich durch dieses Vorgehen auch, daß erst der politische Diskurs des Feminismus die Möglichkeit solcher Erfahrungsartikulationen eröffnet hat und daß somit Erfahrung zwar nicht Effekt des Diskurses ist, aber in ihm die Möglichkeit ihrer Aussprechbarkeit und Sichtbarkeit angelegt ist. So spricht ihr

Mahler: Stoller

Beitrag für eine im Durchgang durch den Poststrukturalismus geläuterte phänomenologische Position, die zur Ergänzung feministischer Theorie wie zur Explikation weiblicher Erfahrung überhaupt herangezogen werden könnte.

Der vorliegende Band macht deutlich, wie vielfältig das Denken der Geschlechterdifferenz bereits Eingang in die Phänomenologie gefunden und in ihm zur Auflösung geschlechtsspezifischer Dogmatismen und zur Revision philosophischer Hierarchisierungen beigetragen hat. Er lädt dazu ein, die Suche nach Wegen fortzusetzen, die Beziehungen zwischen den Geschlechtern auf eine neue Weise erfahrbar machen.

Ralf-Peter Mahler